

S Nöi Teschtamänt Züritüütsch

Autor(en): **Schwarzenbach, Stina**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerdeutsch : Zeitschrift für Sprache in der deutschen Schweiz**

Band (Jahr): **19 (2011)**

Heft 3

PDF erstellt am: **16.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-961943>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

S Nöi Teschtamänt Züritüütsch

Seit 1997 liegt das ganze Neue Testament in der zürichdeutschen Übersetzung von Pfarrer Emil Weber (1935–2007) vor. Die 2011 erschienene dritte Auflage wird hier von Dr. Stina Schwarzenbach, Germanistin und Pfarrerin, besprochen.

Us em Griechische übersetzt
vom Emil Weber
3. Auflage 2011
521 Seiten, CHF 26.-
ISBN 978-3-906561-34-9

Es dauert einen Moment, bis man das blaue Buch mit dem weissen Spickel als Bibel erkennt. Dass es sich um ein Werk in Mundart handelt, wird auf den ersten Blick klar, und auch das Wort *Züritüütsch* erkennt man schnell einmal. Aber *S Nöi Teschtamänt* ist doch ein sehr ungewohntes Wortbild.

Und schon ist man mittendrin in der Herausforderung, die eine erste Beschäftigung mit diesem wie mit allen Mundartbüchern bietet. Man muss das erst mal lesen können. Emil Weber schreibt phonetisch und richtet sich weitgehend nach der Dialektschrift von Eugen Dieth. Ist man im Vorwort bis zu dieser Erläuterung gelangt, hat man sich auch schon fast ans Lesen gewöhnt. Über gewisse Stellen stolpere ich allerdings immer noch, und ich frage mich, ob es bei einem Text, den man zum Teil wörtlich in den Ohren hat, vielleicht speziell viel Übung braucht. Dem Verfremdungseffekt durch das ungewohnte Schriftbild steht die heimelige Nähe gegenüber, die der eigene Dialekt mit sich bringt.

Auch inhaltlich ist vieles ungewohnt. Es beginnt bereits beim Inhaltsverzeichnis. Bei Emil Weber gibt es kein Matthäusevangelium und keinen Johannesbrief. Es gibt nur das Evangelium – *vom Mattäus, vom Markus, vom Lukas und vom Johannes verzelt*. Und es gibt *de Brief ad Galater* und *de Brief vom Johannes*. Das empfinde ich als hilfreich, weil von Anfang an klar ist, ob es sich bei den Eigennamen um Adressaten oder um Autoren handelt. Da würden auch meine KonfirmandInnen sofort verstehen, dass und warum es vier Evangelien gibt oder wer Markus war. Sowieso würden sie vieles in dieser Bibel besser verstehen als in den hochdeutschen Ausgaben. Die biblischen Geschichten fangen an zu leben und bekommen eine Konkretheit, wie sie sie

auch für mich in keiner der gängigen Übersetzungen haben. Insbesondere dann, wenn man Webers Rat beherzigt, laut vorzulesen. Tatsächlich würde ich aus dieser Bibel gern auch meinen kleinen Kindern vorlesen; der Umweg über eine vereinfachte, gekürzte Version einer Kinderbibel scheint mir hier gar nicht mehr nötig. Als hilfreich empfinde ich auch die oft unkonventionellen Zwischentitel sowie den Hinweis, dass diese nicht zur griechischen Vorlage gehören.

Emil Weber hat schon recht, wenn er sagt, dass die Bücher des Neuen Testaments dann am ehesten fürs Herz sein können, wenn sie sprachlich so daher kommen, wie uns das Herz auf der Zunge liegt.

Nähe zum Urtext

Überhaupt lohnt es sich, das Vorwort zu lesen. Emil Weber formuliert darin klar, was er mit seiner Übersetzung bezweckt. Soll man die Bibel auf Mundart übersetzen, darf man das, und wie soll man dabei vorgehen, fragt er sich. Und liefert mit den Antworten eine gute Leitlinie für die Beschäftigung mit seiner Übersetzung. Emil Weber übersetzt nicht aus einer hochdeutschen Vorlage, sondern, wie bereits auf dem Buchdeckel hervorgehoben, direkt aus dem griechischen Urtext. Das ist wertvoll, denn es ermöglicht Perspektiven auf den Text, die im Hochdeutschen durch die Übermacht der Übersetzungstradition verstellt sind. Der Rückgriff auf den Urtext macht dieses Büchlein zu etwas Eigenständigem, eben zum zürichdeutschen Neuen Testament.

Die Nähe zur Vorlage ist Weber wichtig – inklusive aller Ecken und Kanten der Vorlage, wie er im Vorwort festhält. Das merkt man zum Beispiel daran, dass er den Plural des griechischen *basileia ton ouranón* übernimmt und das sonst im Deutschen

Weber will keinen Heimatschutz für Zürichdeutsch betreiben. Er möchte eine aktuelle Gebrauchssprache verwenden; so, wie es das Griechische zur Entstehungszeit des Neuen Testaments war.

übliche «Himmelreich» durch *s Riich vo de Himel* ersetzt (z.B. in den Seligpreisungen der Bergpredigt, Mt 5,3). In einem anderen Punkt wird das Bedürfnis nach Genauigkeit hingegen nicht erfüllt: Es gibt keinerlei Randglossen oder Fussnoten. Die alttestamentlichen Zitate sind nur durch kursiven Druck kenntlich gemacht, eine Stellenangabe fehlt gänzlich. Ich vermute, dass diese Reduktion der Lesbarkeit geschuldet ist, vermisse aber gewisse minimale Hinweise.

Nähe zu den Lesern und Hörerinnen

Neben der Nähe zum Urtext ist Weber die Nähe zu den Lesenden wichtig. Er will mit Luther den Leuten «auf das Maul schauen». Weber hält ausdrücklich fest, er wolle keinen Heimatschutz für Zürichdeutsch betreiben. Er möchte eine aktuelle Gebrauchssprache verwenden; so, wie es das Griechische zur Entstehungszeit des Neuen Testaments war. Gelingt ihm das? Widerspricht Verschriftlichung von Mundart nicht per se deren Lebendigkeit?

Mein Eindruck ist, dass Emil Weber diesen Anspruch über weite Strecken tatsächlich erfüllt. Sein Zürichdeutsch wirkt echt und recht modern. Für mich manchmal sogar zu modern. Etwa in einzelnen unnötigen Pluralendungen (*Gmäindene*, Offb 1,4; *Synagoogene*, Lk 21,12) oder in der Verwendung der Modalverben *möcht* und *will* (statt *wett* und *wott*). Dafür gefällt mir die Genauigkeit in der Wahl der Mundartausdrücke. Zum Beispiel in der Geschichte vom blinden Bartimäus (Mk 10, 48), wo die Umstehenden den Blinden *apfured*, als er laut nach Jesus ruft. Oder dass die Sünderin bei Lukas (Lk 7,38) *briegget*, während es über Petrus heisst, er habe bei der Verleugnung *gottsjämmerli prüelet* (Mt 26,75).

An dieser Stelle kommt das Thema Mundart übrigens explizit zur Sprache. Petrus verleugnet zwar, zu Jesus zu gehören, aber seine sprachliche Zugehörigkeit kann er nicht verstecken: *Würrklich, au duu bisch äine vo dene, diin dialäkt tuet dich nämli verraate!* Wobei mich, nebenbei gesagt, hier sprachlich die Umschreibung mit *tun* stört.

Und manchmal muss man auch einfach schmunzeln. Zum Beispiel, wenn Jesus den beiden Marien am Grab *grüezi seit* oder die Engel plötzlich zürichdeutsch reden. Und dann erst noch so etwas sagen wie *Du muesch nöd de Tatteri haa, Zacharias!* (Lk 1,13) oder zu Maria *Du häsch bi Gott en Stäi im Brätt* (Lk 1,30). Dafür wird eine Stelle wie *unter den Menschen seines Wohlgefallens* (Lk 2,14) leichter verständlich durch die wenn auch umständliche Mundartform *under de Mäntsche, won er Froid an ene hät*.

Konkret und abstrakt

Geschichten erzählen kann man gut auf Mundart. Das gilt für die Erzählungen der Evangelien genauso wie für andere Geschichten. Die Mundart bringt die verloren gegangene Mündlichkeit dieser Texte zum Tragen. Das ist nicht nur für die biblischen Geschichten ein Gewinn, sondern auch für die ursprünglich diktierten und vorgelesenen Briefe sowie erstaunlicherweise für die Offenbarung. In Webers Übersetzung wird dieser komplexe, schwer zu erfassende Text zur lebendigen Erzählung eines wundersamen Traums. Was er ja auch ist. Da hat das sogenannte erste Tier *e Schnöre* (Offb 13,5) und im himmlischen Thronsaal *häts plitzt und gchuuet und tunneret und vor em Troon hät s eso öppis wie es glesigs Meer ghaa, wie us Chrischtall* (Offb 4,5–6).

Er bringt die biblischen Texte neu zum Leben, indem er ihrem Ursprung treu bleibt und sie dennoch so erzählt, dass sie nicht «nach Bibel tönen.»

Was aber ist mit abstrakteren Inhalten? Wie wirken theologische Lehraussagen oder christologische Hoheitstitel auf Zürichdeutsch?

Umständlich wird es überall da, wo doppelte Genitive (*de Herr, de Gott vo de Gäischer vo de Profete* Offb 22,6) übertragen und zusammengesetzte Substantive in Relativsätze auseinandergenommen werden müssen. Allerdings ist festzuhalten, dass das zwar unförmige Monstersätze ergibt, gleichzeitig aber doch auch verständlicher wird. So zum Beispiel im Einleitungsteil der Offenbarung: *Jesus Christus, wo de Chopf bis zletscht hereghebt hät, wo als Eerschte vo de Toote uuferstanden isch und über d Könige vo de Èerde regiert, won öis gèern hät und öis mit siim Bluet vo öisne Sünde frei macht* (Offb 1,5) kann ich mir besser vorstellen als *Jesus Christus, dem treuen Zeugen, dem Erstgeborenen aus den Toten, dem Herrscher über die Könige der Erde. Er liebt uns und hat uns von unseren Sünden erlöst durch sein Blut* (ZB 2007).

Verblüffend finde ich zum Beispiel den Effekt des Philipphymnus in Webers Version. Dessen schwer zu verstehender Anfang *Er, der in göttlicher Gestalt war, hielt es nicht für einen Raub, Gott gleich zu sein, sondern entäußerte sich selbst und nahm Knechtsgestalt an* (Luth 1984) heisst bei Weber einfach *Èer, wo ganz wie Gott gsii isch, hät sich nöd draa gchlammeret, gliich wie Gott z sii. Näi, er hät sich sälber hèer ggèè und d Gstalt vo mene Sklaav aagnaa* (Phil 2, 6-7).

Was, wie der Prolog zum Johannes-Evangelium, schon im Urtext abstrakt und weit weg von unserem Verstehenshorizont ist, bleibt dies grundsätzlich auch auf Zürichdeutsch. Trotzdem vereinfacht Webers Version auch hier das Verständnis; man merkt, dass er beim Übersetzen immer sein Publikum vor Augen

hat und sich bemüht, die Dinge so zu sagen, *das es as Läbig gaat*. Das zeigt sich zum Beispiel im Vers 14, der in der Luther-Übersetzung wie folgt lautet: *Und das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit* (Luther 1984). Bei Emil Weber heisst es: *Und s Wort isch Fläisch und Bluet woode. Und er hät under öis gwont. Und mir händ gsee, wie herrlich er gstraaleet hät – äimaalig schön, abgschnitte de Vatter, luuter Gnaad und Waret* (Offb 1, 14).

Insgesamt habe ich den Eindruck, dass Emil Weber gelungen ist, was er sich vorgenommen hat. Er bringt die biblischen Texte neu zum Leben, indem er ihrem Ursprung treu bleibt und sie dennoch so erzählt, dass sie nicht «nach Bibel tönen.»

Für mich ist *s Nöi Teschtament Züritüütsch* ein Gewinn; eine wertvolle Ergänzung zum Bestehenden, die ich in meiner Arbeit als Pfarrerin gut einsetzen kann.

Im Archiv unserer Zeitschrift auf der Webseite www.zeitschrift-schweizerdeutsch.ch finden sich zwei frühere Beiträge zum Thema:

Paul Kamer, s Markus-Evangelium züritüütsch [übersetzt von Emil Weber]. Schweizerdeutsch 1985/1 [Seiten 1-2].

Ruedi Schwarzenbach, Biblische Bücher zürichdeutsch. Schweizerdeutsch 1986/IV [Seiten 1-2].